

EDITORIAL

Liebe Leser,

im August sorgte Magnus Carlsen für einige Aufregung in der Schachwelt, als er auf seinem Facebook-Account vorschlug, die **Weltmeisterschaft im K.-o.-Modus** auszurichten. Damit erneuerte der unumstrittene Weltmeister und Weltranglistenerte eine alte Diskussion, die die Schachwelt einige Jahre, in der Zeit zwischen 1996 bis 2004, in starkem Maße bewegt hatte. Carlsen, 1990 geboren, hat diese Verwerfungen in seinen jungen Jahren vielleicht noch nicht wahrgenommen, andere schon. Als Kirsan Ilyumzhinov 1995 zum Präsidenten des FIDE gewählt wurde, kam er bald mit seiner Idee, die Weltmeisterschaft im K.-o.-Format auszurichten. Damit warf der neue FIDE-Präsident – ohne Not – eine jahrzehntelange Tradition über Bord, die 1951 mit dem Match Botvinnik-Bronstein, begonnen hatte und in der die WM-Zyklen mit großer Regelmäßigkeit im Dreijahres-Rhythmus durchgeführt wurden, mit Zonen- und Interzonenturnieren, Kandidatenkämpfen und dem WM-Match.

Das erste K.-o.-Turnier der FIDE in Groningen war aus rechtlichen Gründen formal nur ein Qualifikationsturnier. Der Sieger, Anand, trat als Herausforderer gegen Karpov an und verlor. In den folgenden Jahren gab es vier echte FIDE-Weltmeisterschaften im K.-o.-Format: 1999 in Las Vegas, 2000 in Delhi-Teheran, 2001-2002 in Moskau und 2004 in Tripolis. Die Sieger waren: Alexander Khalifman, Viswanathan Anand, Ruslan Ponomarev und Rustam Kasimdzhanov. Einmal siegte also einer der Favoriten, Anand, dreimal Außenseiter.

Von Anfang an gab es Kritik an dem Format, das offensichtlich nicht geeignet ist, den besten Spieler als Sieger zu ermitteln. In den Minimatches und folgenden Stichekämpfen mit Schnellschach- und Blitzbedenkzeit spielen Zufall und Tagesform eine zu große Rolle. Im

fortschreitenden Turnier werden die Spieler immer müder, die Qualität der Partien sinkt. Trotzdem entscheiden diese am Ende darüber, wer Schachweltmeister wird. Kasparov und später auch Kramnik kam die Kritik am umstrittenen K.-o.-Format nicht unwillkommen. 1993 hatte Kasparov ja seinen Weltmeistertitel „privatisiert“ und befand sich nun unter Rechtfertigungsdruck. Immerhin hatte er den Titel noch nach den Regeln der FIDE gewonnen. Für seinen Nachfolger Kramnik war die Rechtfertigung seines Anspruchs als „klassischer Weltmeister“ noch etwas schwieriger.

2004 nach einer K.-o.-WM mit skandalösen Randbedingungen – die jüdischen Spieler waren in Gaddafi's Libyen nicht willkommen und blieben fern – wurde das Format zumindest als WM-Format auf den Müllhaufen geworfen, lebt aber als FIDE World Cup weiter fort und spielt für die Qualifikation zum Kandidatenturnier noch eine wichtige Rolle. Im jüngsten World Cup in Baku zeigten sich noch einmal die Nachteile: Die Top-Favoriten schieden nach und nach aus. Mit Peter Svidler und Sergey Karjakin standen am Ende zwar noch zwei Klasespieler im Finale, aber dann entschied ein Turmeinsteller im Blitzstichkampf darüber, welcher der beiden müden Recken das Turnier gewann. Zugegeben: Der Worldcup ist ein Spektakel und er liefert den sensationshungrigen Zuschauern jede Menge Überraschungen. Aber: In der Tradition der Schachwelt soll immer derjenige Spieler Weltmeister sein, der möglichst auch der beste Spieler der Welt ist. Und das WM-Format muss geeignet sein, dies zu gewährleisten. Und wenn man seinen Weltmeister in der allgemeinen Nicht-Schach-Öffentlichkeit bekannt machen will, sollte er dies auch einige Zeit bleiben und nicht alle Jahre wechseln. Also: Worldcup: ja! K.-o.-WM: nein danke!

Ihr André Schulz